

GÖTTINGER JAHRBUCH 1986

Unter Förderung der Stadt und des Landkreises Göttingen
herausgegeben vom
Geschichtsverein für Göttingen und Umgebung e.V.

ISSN 0072-4882

VERLAG ERICH GOLTZE · GÖTTINGEN

Göttinger Professorenfamilien im 18. und im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts

Strukturmerkmale weiblichen Lebenszusammenhanges

Von Birgit Panke-Kochinke

Die Frauen der Professoren müssen häusliche Frauen sein. Nach dem Manne richtet sich, wie billig, in Göttingen das ganze Hauswesen.¹

Diese Aussage des hannoverschen Kabinettssekretärs Ernst Brandes² aus dem Jahre 1802 eröffnet eine ganze Spannweite inhaltlicher und methodischer Fragestellungen und Probleme, die es lohnend erscheinen lassen, den Lebenszusammenhang der Göttinger Professorenfrauen und ihrer Töchter genauer in den Blick zu nehmen. Würde man die Aussage Brandes' ungeprüft gleichsetzen wollen mit der historischen Wirklichkeit, wäre es fast müßig, die folgenden Überlegungen anzustellen. Im Vordergrund müßte dann, entsprechend der Vorgabe komplementärer Geschlechtsrollenzuweisungen der Göttinger Professor und seine Berufswelt behandelt werden. Die Frauen erschienen dann nur als Hintergrund professoraler Lebensführung. Daß diese Form der Über- und Unterordnung so nicht gelebt wurde, ist jedoch unmittelbar einsichtig, wenn man z.B. die konfliktträchtige Beziehung der Partner in den Ehen der Professoren betrachtet. Im Folgenden geht es darum, das Verhältnis von Norm und Wirklichkeit herauszuarbeiten. Konflikt und Veränderung auf der einen Seite, Konstanz und Beharrlichkeit ständischer Lebenswelten auf der anderen sind auf ihre spezifischen Bedingungsgrundlagen und Entwicklungsschemata in Göttinger Professorenfamilien hin zu befragen.

Wenn Ernst Brandes von der Notwendigkeit spricht, daß diese Frauen häuslich sind, ist nach den Ursachen für diese Notwendigkeit zu fragen. Darüber hinaus ist zu fragen, was den Begriff der „Häuslichkeit“ ausgemacht hat. Wenn er in seinem zweiten Satz durch die Tempuswahl vorgibt, die Wirklichkeit zu beschreiben, ist nach den normativen Grundlagen und den Umsetzungsformen zu fragen, ebenso nach der realen Substanz des „Ganzen Hauswesens“.³

Selbstverständlich muß der Beruf des Mannes, also des Göttinger Professors, als Teil der gesamten Lebenswirklichkeit gesehen werden, die zu einer Trennung von Erwerbs- und Familienleben im 19. und 20. Jahrhundert geführt hat.⁴ Dabei muß ebenso nach den möglichen Konstanten gefragt werden, die im Übergang von der ständischen zur bürgerlichen Gesellschaft als Struktur langer Dauer wirksam geblieben sind. So wird es möglich, die auf der Grundlage überlieferter Quellenbestände gewonnenen Kenntnisse zu überprüfen, um Strukturmerkmale weiblichen Lebenszusammenhanges herauszuarbeiten.

Die vorliegende Untersuchung hat das Ziel, die Lebenswirklichkeit der Göttinger Professoren und ihrer Familien insbesondere im 18. und im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts zu rekonstruieren und auf wesentliche Strukturmerkmale hin zu analysieren. Sie ist so angelegt, daß sie

¹ BRANDES, E., Über den gegenwärtigen Zustand der Universität Göttingen, 1802, S. 409.

² Vgl. HAASE, C., Ernst Brandes 1758–1810, 2 Bde., 1973–1974.

³ BRUNNER, O., Das ‚ganze Haus‘ und die alteuropäische ‚Ökonomik‘, in: ders., Neue Wege der Verfassungs- und Sozialgeschichte, 1968, S. 103ff.

⁴ HAUSEN, K., Die ‚Polarisierung der Geschlechtscharaktere‘ – eine Spiegelung der Dissoziation von Erwerbs- und Familienleben, in: CONZE, W. (Hg.), Sozialgeschichte der Familie in der Neuzeit Europas. Neue Forschungen, 1967, S. 363ff.

von den äußeren Bedingungsfaktoren weiblichen und männlichen Lebens zu den innengeleiteten Denk- und Handlungsweisen der Frauen vordringen kann. Der Beruf des Mannes, die Gesellschaft und die Geselligkeit sowie der Haushalt begrenzen das Handlungsfeld der Frau. In der „Erziehung zur Weiblichkeit“ werden geschlechtsspezifische Handlungsmuster vermittelt. Die Ehe ist die Institution, in der sich Mann und Frau in ihren gesellschaftlichen und sozialen Funktionen konkret begreifen lernen. In der Reflexion des Erlebten, wie sie von den Frauen vollzogen wird, eröffnet sich schließlich ein Einblick in die Funktionsweisen weiblicher Denk- und Handlungsprozesse.

Die Untersuchung der Lebenswirklichkeit der Göttinger Professoren, ihrer Ehefrauen und Töchter kann sich nicht auf eine Analyse ideologischer Konzeptionen beschränken, sondern muß sozialgeschichtlich vorgehen. Das wiederum bedingt eine Erfassung sehr unterschiedlicher Quellengattungen.⁵ Der Charakter der ausgewählten Quellen gab dann auch das methodische Vorgehen vor. So erwiesen sich z.B. quantifizierende Verfahren zur Analyse der Haushaltsstruktur⁶, bedingt auch zur Erfassung der Berufs- und Sozialstruktur als sinnvoll, auch wenn es nicht zu einer lückenlosen Aufbereitung kommen konnte. Qualitative Analyseverfahren (v.a. historisch-hermeneutische und sozialwissenschaftliche Methoden) boten sich demgegenüber an, um die Lebenswelt der Frauen aus ihren Briefen herauszukristallisieren.

Die Göttinger Professorenschaft als Berufsstand

Von 1734 bis 1815 lehrten 183 Professore an der Göttinger Universität.⁷ 138 von ihnen kamen als ordentliche Professoren an die Universität oder erreichten diesen Status im Laufe ihrer beruflichen Karriere, 45 blieben außerordentliche Professoren, solange sie in Göttingen tätig waren. Wenn sie die außerordentliche Professur antraten, waren sie im Durchschnitt 30 Jahre und 10 Monate; bei Antritt der ordentlichen Professur 37 Jahre und 5 Monate.⁸

Es gab für Hochschullehrer keinen Anspruch auf Beförderung und keine eindeutigen Bemerkungen, wer zu welchem Zeitpunkt für welche Leistungen finanzielle Aufbesserungen

⁵ Verwendet wurden z.B. folgende unveröffentlichte Quellen

a) aus der Niedersächsischen Staats- und Universitätsbibliothek (NSuUB Gött), der Nachlaß der Therese Heyne-Forster-Huber (Cod. Ms. Therese Huber), der Gaußsche (ebd., Cod. Ms. Gauß), Schlözersche (ebd., Cod. Ms. Schlözer) und Pottsche Nachlaß (ebd. Cod. Ms. Pott), die Briefe der Luise Böhmer (ebd., Cod. Ms. Jurid. 822¹¹, Böhmer, Luise Briefe) und anderer Göttinger Professorenfrauen und ihrer Töchter sowie die Briefe, die der hannoversche Kabinettssekretär Georg Brandes und in seiner Nachfolge sein Sohn Ernst an den Göttinger Professor der Philosophie Christian Gottlieb Heyne in den Jahren 1766 bis 1813 richteten (ebd., Cod. Ms. Heyne 132).

b) die Polizeiberichte aus den Jahren 1772 und 1779 (ebd., Cod. Ms. Hist. 296, 2 Bde., Tägliche Polizey-Rapporte von Göttingen).

c) die Haushaltsbücher des Göttinger Theologieprofessors Gottlieb Jakob Planck aus den Jahren 1783 bis 1826 (ebd., Cod. Ms. Hist. Lit. 19).

d) die Personalakten der Göttinger Professoren im Universitätsarchiv Göttingen (UnivA Gött, Kuratorial-Akten I, 4 I–4 V) und andere Verwaltungsakten.

e) die Kirchenbücher im ev.-luth. Kirchenbuchamt Göttingen.

f) die Volkszählungen und Revierlisten aus den Jahren 1756 bis 1815, im Stadtarchiv Göttingen (StadtA Gött, AA, Volkszählungen und Revierlisten I 6a, I 7, II 7a, IV 10–XXII, XXXIV).

Erst in der vergleichenden Analyse dieser unterschiedlichen Quellenbestände eröffnete sich ein Einblick in die Lebenswelt der Göttinger Professorenfamilien.

⁶ Vgl. Anm. 5f.

⁷ Vgl. EBEL, W., *Catalogus Professorum Goettingensium 1734–1962*, 1962, PÜTTER J.St., *Versuch einer academischen Gelehrten-Geschichte der Georg-August-Universität zu Göttingen*, 1765, Th. 2 ib. 1788, Th. 3 von SAALFELD, 1820, Th. 4 VON OESTERLEY, 1838.

erwarten konnte. Zwar bestand die Praxis, den Professoren z.B. bei ihrer Eheschließung eine Erhöhung ihres Grundgehalmes zu gewähren, aber es gab keinen Anspruch darauf. Zwar wurde zumeist nach den Prinzipien der Annuität gefördert, es gab aber auch Abweichungen von dieser Norm. Insgesamt war ein flexibles System von Leistungsanreizen in Form von finanzieller und/oder gesellschaftlicher Anerkennung durch die Verleihung von Ehrentiteln gekoppelt mit einem ebenso differenzierten System der Minderbewertung, wenn Arbeitseifer und moralisches Verhalten nicht den Erwartungen entsprachen. Die Ablehnung von Bittgesuchen um Gehaltserhöhung, keine Verleihung der begehrten Titel, keine Beförderung waren die negativen Sanktionen.⁹

Das Professorengehalt¹⁰ selbst bestand aus verschiedenen Einnahmeposten. Das Grundgehalt bildete, da in regelmäßigen Abständen gezahlt, die kalkulierbare Basis der Einnahmen. Es konnte ergänzt werden durch einmalig gewährte Gratifikationen und besondere Zulagen in Notlagen und für besondere Leistungen. So begründeten einige Professoren ihre Bitte um Gehaltserhöhung oder einmalige Gratifikationen mit ihren persönlichen, zumeist familiär bedingten Problemen. Diese Argumentationsmuster waren gesellschaftlich anerkannt und verweisen auf den Zusammenhang von Erwerbs- und Familienleben. Andreas Weber, von 1749 bis 1770 an der Philosophischen Fakultät als ordentlicher Professor der Philosophie tätig, bat z.B. im Jahre 1755, nachdem ihm 1750 ein Gehalt von 200 Rth zugesprochen worden war¹¹, um eine Gehaltserhöhung mit der folgenden Begründung:

Da nun durch Veränderung der Bedienung des Herrn Professors Segners, welche dem Vernehmen nach nun gewiß vor sich gehen soll, dieser Fall pünktlich sich ereignet; so bitte ich Ew. Hochgebohrne Exellenz recht flehentlich und gedrungen, mich durch eine Zulage zu meinem Gehalte meiner Dürftigkeit in Gnaden zu entziehen, welche zumahl durch die vergangenen Jahre erduldeten Unglücksfälle, da meine Frau eine vierteljährige

⁸ Tabelle 1 : Alter bei Antritt der außerordentlichen und ordentlichen Professur

Fakultät	außerordentliche Professur				ordentliche Professur			
	x	Sx (Jahr / Mon)	V (%)	n	x	Sx (Jahr / Mon)	V (%)	n
Philosophie	32/9	7/3	22,2	57	39/2	10/2	25,9	58
Jura	28/8	3/11	13,7	27	37/1	3/7	9,7	32
Medizin	29/1	6/2	21,2	21	35	9/2	26,2	29
Theologie	33	7/2	21,7	13	38/3	4/3	11,1	19
Summe	30/10	6/1	19,7	118	37/5	6/9	18	138

Quelle: EBEL, W. (wie Anm. 7).
PÜTTER (wie Anm. 7).

⁹ Vgl. z.B. UnivA Götting, Kuratorial-Akten 4 I b 28: Justus Arnemann, ebd., 4 V b 11: Christian Ernst Simonetti, ebd., 4 V b 64: Johann Daniel Christian Wildt.

¹⁰ Vgl. Personalakten der Göttinger Professoren (wie Anm. 5d).

¹¹ UnivA Götting, 4 V b 17 Personalakte A. Weber, 23.7.1750.

schwere Krankheit gehabt, ein Kind mir gestorben und andere das geringe Einkommen weit übersteigende Zufälle sich geäußert haben, so groß geworden ist, daß ich mich außerdem gantz und gar nicht mehr retten könnte.¹²

Die Einnahmen aus den öffentlichen und privaten Kollegien schwankten. Sie richteten sich nach dem individuellen Arbeitseinsatz, aber auch nach der wissenschaftlichen Qualität und Anerkennung durch die Studenten. Nicht nur die Anzahl der Kollegien, sondern auch die Anzahl und Zusammensetzung der Studenten, die an diesen Kollegien teilnahmen, bestimmte die Einnahmehöhe. Die Haushaltsrechnungen des Professors der Theologie Gottlieb Jakob Planck, die für die Jahre von 1783 bis 1826 in 22 Jahrgängen vorliegen¹³, ergeben z. B., daß in den Jahren 1783 bis 1826 seine Einnahmen aus den Kollegien 19,9% des Gesamteinkommens pro Jahr, im Durchschnitt 1039 Rth ausmachten. Diese Einnahmen betrug etwa die Hälfte des Grundgehaltes, das mit 2278 Rth im Jahr (43,6% der Gesamteinnahmen) zu Buche schlug. Die schriftstellerische Arbeit und andere Nebeneinkünfte ergänzten die Basiseinkünfte der Professoren.

Die Arbeit der Professoren

So vielfältig wie die Einkommensarten und die Arbeit der Göttinger Professoren waren auch die Orte, an denen die berufliche Tätigkeit ausgeübt wurde. In dem Kollegiengebäude, das 1734/35 in der Prinzenstraße errichtet wurde, fanden die Vorlesungen und Kollegien statt.¹⁴ Ein Teil der Vorlesungen wurde bei geeigneten räumlichen Möglichkeiten auch in eigenen Häusern oder denen befreundeter Professoren abgehalten. Einen großen Teil seiner Arbeit verrichtete der Professor zu Hause. Größe, Lage und Ausstattung des privaten Arbeitsraumes richteten sich nach Finanzaufkommen, Familienstand, Organisationsgrad, individuellen ästhetischen und arbeitstechnischen Bedürfnissen.

Dem Professor der Klassischen Philologie Christian Gottlob Heyne diente das größte Zimmer im Hause als Arbeitszimmer. Getrennt von seiner Ehefrau, den Kindern und dem Dienstpersonal, versehen mit Bett, Tisch und Ruhesessel, hatte er dort alles um sich, was er brauchte. Die Einrichtung und Aufteilung des Raumes entsprach in seiner Funktionalität den Erfordernissen und Ordnungsprinzipien der verschiedenen Arbeitsbereiche. Aus der Anzahl der Tische läßt sich auf die Anzahl der „gelehrten“ Arbeiten schließen, die Heyne gewöhnlich parallel bearbeitete. Für die Erledigung von „laufenden“ Geschäften (Sozietätssachen, Rezensionen, Korrespondenz über das Ilfelder Institut) hatte er 30 bis 40 Pappkästen mit den entsprechenden Aufschriften eingerichtet, die eine Vorform der modernen Ablage darstellten. Die von ihm verwalteten öffentlichen Gelder lagen getrennt von seinen privaten Briefen und der Haushaltskasse in einem Schrank. Heyne schlief oft in diesem Zimmer, um sich nach einer Tasse Kaffee frühmorgens ohne Verzögerung in seine schriftstellerischen Arbeiten stürzen zu können.¹⁵

So planvoll wie die Anlage des Arbeitsraumes innerhalb des Familienhaushaltes war auch der Arbeitsablauf organisiert. In vielen Selbstschilderungen und Darstellungen zeitgenössischer Beobachter erschien der Professor als ein Mann, der nahezu ununterbrochen arbeitete.¹⁶ Die

¹² Ebd., 10.2.1755.

¹³ Vgl. Anm. 5c.

¹⁴ SAALFELD, F., Geschichte der Universität Göttingen in dem Zeitraume von 1788 bis 1820, 1820, S. 186/187.

¹⁵ HEEREN, A.H.L., Christian Gottlieb Heyne, 1813, S. 49.

¹⁶ Vgl. z.B. ROLOFF, E.A., Karl Friedrich Gauss, 1942, S. 66. HEEREN (wie Anm. 15), SCHLICHTEGROLL, T., Nekrolog auf das Jahr 1790–1793, S. 136. LÜCKE, FR., Zum Andenken an Gottlieb Jacob Planck. Ein biographischer Versuch, 1831, S. 102.

Selbst- und Fremdeinschätzung der Professoren begründete zumeist seine hohe Arbeitsmoral. So sah sich der Professor der Geographie Büsching

„so arbeitsam, daß die Arbeit mit zu meinem Lebensbedürfnis gehört, und daß der Trieb zu derselben größer als zu irgend einem sinnlichen Vergnügen ist.“¹⁷

Häuslichkeit und Arbeitsamkeit galten als Grundlagen der professoralen Glückseligkeit. Beide zusammen brachten Erfüllung, Befriedigung und Ausgeglichenheit hervor. Die Eingebundenheit der professoralen Arbeit in eine „glücklich“ organisierte Privatsphäre war notwendige Voraussetzung ihrer Effektivität. Fast wie ein Wahlspruch klingt die Aussage des Professors der Theologie Johann Gottlieb Planck, wenn er schreibt

Zu Hause ist's doch am besten. Nirgends ist mir's wöbler, als in meiner Stube, wenn ich recht arbeiten kann!¹⁸

Dieser in den Göttinger Professorenfamilien kultivierte Arbeitswille war ein Element bürgerlicher Leistungsethik.

Die Gesellschaft und die Geselligkeit

Die Regierung hat einmahl durch ein erlassenes Rescript den Wunsch geäußert, daß die Professoren die Purschen auch in ihre Gesellschaften und vornehmlich in die Gesellschaften des schönen Geschlechts aufnehmen möchten, damit ihre Sitten verfeinert und das Rohe, das ihnen anzuhängen pflegt, abgeschliffen würde. Michaelis sagte bey einer gewissen Gelegenheit darüber: ‚Ganz gut, aber meine Töchter sollen die Schleifsteine nicht seyn.‘ Grafen, Edelleute und anderen sozialen Particuliers ist es freylich sehr leicht, in jede Familie einzugehen, wenn sie nur wollen. Allein diejenigen, deren Beutel es nicht erlaubt, die Professorenfrauen und ihre Töchter auf Pikenik oder ins Konzert zu führen, sie Schlitten zu fahren, und anderen Aufwand zu machen, die müssen sich dieser Gesellschaften enthalten.¹⁹

Diese Bemerkungen eines „Unpartheiischen“ aus dem Jahre 1791 erhellen schlaglichtartig den Charakter der gesellschaftlichen Kontakte der Göttinger Professoren und ihrer Familien. Gesellschaft und Geselligkeit waren ergänzende Klammern, die Beruf und Privatleben miteinander verknüpfen sollten. Ebenso wie die wissenschaftliche Qualifikation immer erneut überprüft und der Arbeitseinsatz durch Leistungsanreize gesteigert werden sollte, galt es von seiten des Universitätskuratoriums auf der Ebene der gesellschaftlichen Kontakte allgemeine Verhaltensstandards durchzusetzen. Man konnte zwar dem einzelnen nicht befehlen, wie er sich außerberuflich zu verhalten hatte; man konnte jedoch Leitlinien vorprägen – und das wurde auf seiten der Universitätsverwaltung auch getan.

Neben den Picknicks, Konzerten und Schlittenfahrten gab es in diesem Kreis professoraler Geselligkeit, zu dem ausgewählte Studenten und einige wenige Honoratioren der Stadt zugelassen waren, die sogenannten Sonntagsvisiten, Tanzgesellschaften, Bälle, Assembleen und Privatgesellschaften. Bärenis betont im Jahre 1745 die Steifheit dieser Geselligkeit, und er steht mit dieser Meinung auch für die zweite Hälfte des 18. und das erste Drittel des 19. Jahrhunderts nicht allein.²⁰

¹⁷ SCHLICHTEGROLL (wie Anm. 16), S. 136.

¹⁸ LÜCKE (wie Anm. 16), S. 102.

¹⁹ Der ‚Universitäts-Bereiser‘ Friedrich Gedike und sein Bericht an Friedrich Wilhelm II. Mitgeteilt von R. FESTER, Archiv für Kulturgeschichte, 1. Erg.-Heft, 1905, S. 13f.

²⁰ FRENSDORFF, F., [Johann Bärenis'] Bericht über Göttingen, Stadt und Universität, aus dem Jahre 1754. Ein Bericht über Göttingen, Stadt und Universität aus dem Jahre 1754, in: JbGV Gött, 1 (1908), S. 43–117, Zitat S. 103f.

Die unverheirateten Töchter der Professoren standen überwiegend diesen Formen der Geselligkeit positiv gegenüber, boten sie doch Abwechslung und die Möglichkeit, geeignete Heiratskandidaten zu finden. Dieser Geselligkeit stand die freundschaftliche Häuslichkeit gegenüber, die infolge der individuellen Auswahl der Bekannten und der lockeren Formen des Umgangs in den Briefen der Professoren und ihrer Frauen weitaus positiver beurteilt wurden. Eine Rolle spielte dabei auch, daß der finanzielle und haushaltstechnische Aufwand vergleichsweise gering war. Besucher kamen oft unangemeldet, die Gespräche kreisten um familiäre und berufliche Probleme, Gesellschaftsklatsch, wissenschaftliche und politische Probleme.

Das Tagebuch der Auguste Pott, Ehefrau des Theologieprofessors David Julius Pott, aus den Jahren 1814/15²¹ gibt einen guten Einblick in die Vielfalt der Kontakte auf privater Ebene. Auguste Pott erhielt oft Besuch von befreundeten Professoren oder ihren Ehefrauen. Sie kamen nachmittags oder abends vorbei; man trank Tee oder Kaffee und führte manchmal mehrere Stunden währende Gespräche. Im Sommer verbrachte Frau Pott mit den befreundeten Familien Koppe und Murray viel Zeit im Garten, der vor den Toren der Stadt lag. Ihr Mann wurde abends des öfteren in die befreundete Familie Planck zum Abendessen eingeladen; sie selbst ging entweder zu ihren Eltern, Großeltern oder auch zu befreundeten Familien wie den Tychsens. Neben den Eltern und Großeltern waren es die Familien Planck, Gauß, Spangenberg, Richter, Wunderlich, Murray, Bouterwek, Bunsen und Koppe, d.h. ausnahmslos Professorenfamilien, zu denen das Ehepaar freundschaftliche Kontakte pflegte. Auguste Pott wandte sich dabei mehr in „lockeren, vertraulichen“ Gesprächen den Frauen zu, während ihr Mann vor allem mit seinen Berufskollegen sprach. Die Kontakte der Familie Pott waren nicht an Fakultätsgrenzen gebunden. Engeren gesellschaftlichen Kontakt pflegte sie jedoch vornehmlich im Rahmen der Philosophischen und Theologischen Fachbereiche.

Ludwig Meister, der Sohn des Professors Georg Jakob Meister, führte in den Jahren 1809 bis 1812 ein Tagebuch, in dem er auch auf das Netz der freundschaftlichen und verwandtschaftlichen Beziehungen seiner Familie einging.²² Private Kontakte bestanden fast ausschließlich zu der Verwandtschaft, in die die Familie Meister stark eingebunden war. Die Tribunalassessoren von Hanstein, Schrader und Dürr gehörten dem näheren Bekanntenkreis Ludwig Meisters an, weil er sich von ihnen einen geeigneten Einstieg in das Berufsleben erhoffte.

Für die Professoren der Georgia Augusta gab es darüber hinaus einen weiteren gesellschaftlichen Kontaktbereich, zu dem nur in Ausnahmefällen Frauen Zugang fanden. Es handelte sich um die verschiedenen Formen der Sozietäten.²³ Es gab die wissenschaftlichen Akademien, die als ein „Gelehrtenkollegium ohne Lehrverpflichtung“²⁴ definiert werden können und die Gelehrten Gesellschaften, ein Mittelding zwischen ständischer Korporation und bürgerlicher Assoziation. Ihre Zielsetzung war zunächst auf wissenschaftliche Belange ausgerichtet.

In der Bewegung der Freimaurer wurde ein philanthropisch-universeller Anspruch vertreten. Bei ihnen war ein erster Durchbruch der Standesschranken auf das Bürgertum hin zu verzeichnen.²⁵ Die ökonomisch-gemeinnützigen Gesellschaften, die in den 50er und 60er Jahren des 18. Jahrhunderts entstanden, verfolgten primär das Ziel, ihr Wissen in die Praxis umzuset-

²¹ NSuUB Gött, Cod. Ms. Pott 16, Letzte Aufzeichnungen der Auguste Pott, geb. von Crell.

²² Auszüge aus den Tagebüchern meines Großvaters (Dr. jur. Ludwig Meister). zugest. v. MEISTER, in: ProtokSitzVGött, 2, 1901, S. 159–185.

²³ IM HOFER, W., Das gesellige Jahrhundert. Gesellschaft und Gesellschaften im Zeitalter der Aufklärung, 1982, S. 11.

²⁴ Ebd., S. 113

²⁵ Ebd., S. 114/115

zen. Auch die Lesegesellschaften dienten dem Ziel, das allgemeine Wissen zu fördern. – Die Mitglieder der Lesegesellschaften waren zunächst bürgerliche Gelehrte.

Diese Geselligkeitsformen entfalteten sich auch in der Universitätsstadt Göttingen.

Die wissenschaftliche Akademie in Göttingen stand unter der Protektion des Königs. Ihre Aufgabe sollte es sein, die Forschung weiterzutreiben, die Ergebnisse zu publizieren und den Kontakt mit Forschern im Ausland aufrechtzuerhalten.²⁶ Die Königliche Sozietät der Wissenschaften zu Göttingen wurde im Jahre 1751 gegründet. Sie entstand als Akademie aus der Göttinger Universität. Sie war ihrem Charakter nach Teil einer Bewegung, die von der freischwebenden Gelehrtenrepublik überleitete zu der wohlorganisierten Welt der staatlich garantierten fürstlichen Akademien.²⁷

Während die Akademien und gelehrten Gesellschaften vornehmlich im Bereich der Forschung, vor allem der Naturwissenschaften, tätig waren, sollte die literarische Gesellschaft dazu dienen, die deutsche Sprache zu pflegen. Neben der Rezeption geeigneter Literatur wurden auch eigene Produkte der Poesie und Prosa vorgetragen und diskutiert.²⁸

Die deutschen Lesegesellschaften waren demgegenüber eine Form der Selbsthilfe, die das Lesen guter und unterhaltsamer Bücher erleichtern sollte.²⁹ Zunächst bildete sich zumeist ein Lesezirkel, der gemeinsam eine oder mehrere Zeitungen abonnierte, oder es wurde eine Leihbibliothek oder ein Lesekabinett eingerichtet.

Leseeinstitute, -gesellschaften und Leihbibliotheken entstanden in Göttingen am Ende des 18. Jahrhunderts³⁰. Die Zahl der Lesegesellschaften und Leihbibliotheken stieg von 1788 bis 1817 kontinuierlich an und läßt auf wachsende Nachfrage schließen³¹.

Aus den Briefen der Professorenfrauen und ihrer Töchter wird erkennbar, daß die Lektüre auch unter Freundinnen und Freunden getauscht wurde, so daß der Leserkreis in seiner tatsächlichen Größe die Anzahl der Mitglieder bei weitem überstieg.

Bei den Clubs handelte es sich um lose Gesprächszirkel, die vornehmlich geselligen Zwecken dienten. Sie entstanden in Göttingen im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts. Im Jahre 1787 gründete sich ein „Gelehrtenclub“, der es sich zur Aufgabe gesetzt hatte, das Gespräch der Professoren untereinander und mit der städtischen Oberschicht zu befördern.³²

Acht Jahre später entstand „ein aus Studierenden und Nicht-Studenten großentheils Professoren“ gemischter Club, der sich „alle vierzehn Tage des Dienstags zu einem Abendessen...um 8 Uhr versammelt und etwa um elf auseinandergeht.“³³ Wiederum zwei Jahre später gründete sich der mit 170 Mitgliedern umfangreichere Civil-Club³⁴, der Studenten grundsätzlich aus-

²⁶ Ebd., S. 114/115

²⁷ Vgl. ELLERMEIER, F. (Hg.), *Denkwürdiges und Merkwürdiges aus Johann Stephan Pütters 'Versuch einer academischen Gelehrten-geschichte von der Georg-August-Universität zu Göttingen'*, 1966, S. 54. JOOST, U., *Die Republica literaria, der gelehrte Zunftzwang und die Beispiele wahrer Liberalität, Nachrichten über Forster, Lichtenberg und einige Zeitgenossen*, in: *GöttJb* 27, 1979, S. 159–161.

²⁸ ELLERMEYER, (wie Anm. 27), S. 123–272.

²⁹ Vgl. BAUMGARTNER, A.C. (Hg.), *Lesen – Ein Handbuch. Lesestoff, Leser und Leserleben*, 1974. GERTEIS, K., *Bildung und Revolution. Die Deutschen Lesegesellschaften am Ende des 18. Jahrhunderts*, in: *ArchKulturG* 53, 1971, S. 128–131.

³⁰ Vgl. PRÜSSNER, M., *Lesegesellschaften im 18. Jahrhundert. Ein Beitrag zur Lesergeschichte*, in: *ArchGBuchwesens* 13, 1972, S. 369–594.

³¹ Vgl. PRÜSSNER (wie Anm. 30).

³² PÜTTER (wie Anm. 7), S. 369/370.

³³ Ebd., S. 613.

³⁴ Vgl. *Gesetze des Civil-Clubs in Göttingen nebst einem Anhang enthaltend das Billards-Reglement*, 1838.

schloß. Nach französischem Vorbild entworfen sollten die Kontakte der verschiedenen Bevölkerungsgruppen untereinander gefördert werden.

Die Freimaurerlogen, die im 18. Jahrhundert ebenfalls vermehrt entstanden, waren charakteristisch für die entstehende bürgerliche Gesellschaft. Ihre sozialintegrative Funktion bestand darin, den Prestigeverlust der adelsständigen Eliten zu kompensieren und dem Anerkennungsbedürfnis der aufsteigenden bürgerlichen Schichten entgegenzukommen.³⁵

In Göttingen hat es Logen seit 1747 bis zum Verbot aller geheimen Ordensverbindungen im Jahre 1793 und erneut seit 1810 gegeben. Ihre Mitglieder rekrutierten sich wesentlich aus den akademisch Gebildeten.³⁶

Wenn auch die wissenschaftlichen Akademien und gelehrten Gesellschaften, die literarischen und Lesegesellschaften, die Clubs und Logen auf jeweils unterschiedlichen Wegen das Ziel verfolgten, bürgerliches Selbstbewußtsein zu entwickeln und zu verstärken sowie neue Formen des gesellschaftlichen Kontaktes einzuüben, die nicht mehr auf traditionell erworbenen Standesprivilegien basierten, sondern das Individuum in seiner Leistungsbereitschaft und Freundschaftsfähigkeit mitdachten, so muß man doch abschließend feststellen, daß die Göttinger Professorenschaft und ihre Familien nicht nur als Wegbereiter bürgerlicher Geselligkeit gesehen werden kann. Ständische Tradition wirkte unterhalb der propagierten neuen Zielperspektive weiter.

Der Haushalt und das Haushalten

Der Göttinger Professor der Philosophie Friedrich Bouterwek schreibt im Jahre 1795 in seinen „Schweizerbriefen an Caecilie“:

Der einzig wahre, historisch erweisliche Naturzustand ist der Hausstand. Der Hausstand ist die Wiege aller gesellschaftlichen Einrichtungen. Die Wurzel aller bleibenden, nicht bloß für Zeit und Umstände tauglichen Gesellschaftstugenden, und auch im bürgerlichen Wesen die einzig feste Stütze des gemeinen Wohls. Uralte Naturfreude und Familienfreude.³⁷

Bouterwek recurriert in seinen Ausführungen auf ein traditionales Element „bürgerlichen Wesens“, indem er den Hausstand ganz entsprechend dem Bild des „Ganzen Hauses“ als tragendes Strukturmerkmal ausweist. Im folgenden beschäftigt er sich dann mit den jeweils differierenden Aufgaben und Pflichten von Mann und Frau, deren geschlechtsspezifische Aufteilung in seinen wesentlichen Grundelementen ebenfalls in hohem Maße den Normen und Wertvorstellungen des „Ganzen Hauses“ entsprechen. Während der Mann sich der Außenwelt zuwende, solle die Frau aufgrund „angeborener“ „natürlicher“ Eignung „Hüterin von Heim und Herd“ sein.

Mag die Kunst in einem Weibe bilden soviel sie will; solange sie nicht die Grundgefühle der häuslichen Freude austilgt, bleibt das Weib ein natürlicheres Wesen als der durch Handwerk, Stand und Art mehr oder minder dem bürgerlichen Ganzen angehörige Mann.³⁸

Beide Geschlechter sollen ihren Fähigkeiten entsprechend das gleiche Ziel haben.

³⁵ Vgl. SCHINDLER, N., Freimaurerkultur im 18. Jahrhundert. Zur sozialen Funktion des Geheimnisses in der entstehenden bürgerlichen Gesellschaft, in: BERDAHL, LÜDKE u.a., Klassen und Kultur. Sozialanthropologische Perspektiven in der Geschichtsforschung, 1982, S. 223.

³⁶ Vgl. SAATHOFF, A., Geschichte der Stadt Göttingen seit der Gründung der Universität, 1940, S. 91/92.

³⁷ BOUTERWEK, F., Schweizerbriefe an Caecilie (anonym), in zwei Theilen, 1795, S. 234.

³⁸ Ebd., S. 235.

Im Rahmen einer „ökonomischen Haushaltungskunst“, wie sie der Göttinger Professor der Ökonomie Johann Beckmann im Jahre 1797 in seinen „Anweisungen, die Rechnungen kleiner Haushaltungen zu führen“³⁹ entworfen hat, kamen Mann und Frau dann jeweils besondere Aufgaben zu. Das Haushaltsbuch sollte Übersicht und Kontrolle ermöglichen. Um so ein Haushaltsbuch zu führen, mußte auch die Göttinger Professorenfrau Grundlagen der Buchführung kennen und ein gewisses Organisationsvermögen besitzen.

Der Göttinger Professor der Theologie Johann Gottlieb Planck malte in seinem Tagebuch eines neuen Ehemannes⁴⁰ aus dem Jahre 1779 das Bild einer Arbeitsteilung, die auf der Basis eigenverantwortlicher Tätigkeit deutlich erkennen läßt, daß der Mann sowenig wie möglich mit dem alltäglichen Haushalt belastet werden sollte, um die Ruhe und Ordnung zu erhalten, die er zur Ausführung seiner Arbeit brauchte.⁴¹

Die Hausfrau sollte ihre Arbeit nicht nur selbständig und gewissenhaft, sondern auch unsichtbar vor den Augen des Mannes ausführen. Therese Heyne-Forster-Huber schreibt in einer Ergänzung der Planckschen Vorstellungen in einem Brief aus dem Jahre 1807, daß auch der Mann sich nicht in die Arbeiten seiner Frau einmischen solle.

Je erfahrener er sein wird, je mehr wird er einsehen, daß die Hausfrau, wenn man die Wirklichkeit mit ein bischen Reiz umgeben will, durchaus die Wirtschaftsstunden allein zubringen muß. Ist der Mann Zeuge der häuslichen Tricotagen, so geht das bischen Poesie des Lebens verloren. Und wir Weiber werden zwischen dem Bemühen, die gemeinen Pflichten zu erfüllen und zugleich die des Geschäftes auszuüben, zerrissen und gespannt. Wenn aber beyde Theile ihren Geschäftstrab gingen, und dann nach Vollbringung – nicht nur nach Gelingen zusammenkommen – dann umhüllt ein verschönernder Schleier die Ecken des häuslichen Lebens, von dem die Resultate so viel schöner sind wie die Bearbeitung.⁴²

Daß dieses Idealbild nicht in jedem Fall der Wirklichkeit entsprochen hat, läßt sich auch daraus erschließen, daß es Göttinger Professorenfrauen und Töchter gab, die diesen Normen noch nicht einmal so weit nachkamen, daß sie zumindest nach außen hin das Bild der „guten Hausfrau“ aufrechterhalten konnten. Elise Bürger und Therese Heyne sind nur zwei Beispiele dafür, wie sich diese Unangepaßtheit vor einer öffentlichen Klatschkulisse darstellte.

Geht man nun von der normativen Ebene der Haushaltsführung einmal ab und versucht, die Frage nach dem konkreten Aussehen und der Funktionsweise der Göttinger Professorenhaushalte zu beantworten, ist große Vorsicht geboten, da das Alltägliche selten Gegenstand der Überlieferung war. Schon die Angaben zur Haushaltsgröße, die sich aus den Steuerlisten rekonstruieren lassen⁴³, bieten Probleme, wenn man versucht, sie entsprechend den lebenszyklischen Veränderungen auszudifferenzieren. Die Haushaltslisten sind zudem nicht vollständig erhalten, ebensowenig wie zusätzliche Angaben.⁴⁴

Aus der Fülle möglicher Detailthemen wird i.F. das Beispiel der Ernährung herausgegriffen.

³⁹ BECKMANN, J., Anweisung, die Rechnungen kleiner Haushaltungen zu führen. Für Anfänger aufgesetzt, 1797.

⁴⁰ PLANCK, G.J., Tagebuch eines neuen Ehemannes, 1779.

⁴¹ Ebd., S. 43–45

⁴² NSuUB Gött, Cod. Ms. Therese Huber VIII (1207) 9.8.1807.

⁴³ Vgl. Anm. 5f.

⁴⁴ Vgl. UnivAGött, Personalakten der Professoren (wie Anm. 5d). – Die lebenszyklischen Veränderungen in den Professorenhaushalten sind auch deshalb schwer zu erfassen, weil 70% der außerordentlichen und 30% der ordentlichen Professoren ihren Arbeitsplatz wechseln und aus Göttingen weggehen. Der weitere Lebensweg ist nur bedingt zu rekonstruieren (Quelle, vgl. Anm. 10).

Das Ideal der einfachen, mäßigen Grundhaltung im Essen und Trinken, die jeder Übertreibung, Verfeinerung und Ausschweifung entgegenstand, verwies nach C.F.H. Marx in seiner 1824 erschienen Studie „Göttingen in medicinischer, physischer und historischer Hinsicht“⁴⁵ die Nahrungsmittel auf ihre notwendige, lebenserhaltende Funktion; verweigerte einer genießerischen Konsumhaltung die gesellschaftliche Rechtfertigung. Kräftig und wohlschmeckend sollten die Speisen sein, eine gute „Hausmannskost“ sollte „überreizten“ und unbekanntes Genüssen vorgezogen werden. Der regelmäßige, streng geordnete Tagesablauf des Professors, nach dem sich das gesamte Hauswesen richten sollte, schloß zumindest theoretisch eine exakte, regelmäßige Essensplanung mit ein. Die Berücksichtigung der neuen wissenschaftlichen Erkenntnisse sollte in die Praxis der Nahrungszubereitung einfließen. Genußmittel wie Tee, Kaffee und Alkohol sollten nur begrenzt und gezielt bei Krankheit eingesetzt werden. Die einfache Nahrung sollte der sitzenden, körperlich wenig anstrengenden Arbeit der Professoren angepaßt sein. Sie sollte durchblutungs- und verdauungsfördernd sein. Das richtige Verhältnis von vegetabilischer und animalischer Kost sollte beachtet werden. Für die Kinder in den ersten Lebensjahren sollte zunächst die Muttermilch die entscheidende, da gesündere Nahrungsquelle sein. Nach der Entwöhnung des etwa einjährigen Kindes sollte die Pflanzennahrung dem schwer verdaulichen Fleisch vorzogen werden.⁴⁶ Maßhalten und Sparsamkeit bei Wahrung einer standesgemäßen Repräsentation waren nach außen ideelle Fixpunkte des professoralen Eßverhaltens. Gute, derbe Hausmannskost, die ohne teure ausländische Waren sich der Landesprodukte bediente, um einfache aber wohlschmeckende Gerichte herzustellen, sollte im alltäglichen Leben der sichtbare Ausdruck dieser Werte sein.

Wie die Professoren, ihre Ehefrauen und Töchter mit diesen Ernährungsstandards umgegangen sind, läßt sich nur schwer rekonstruieren. Wenn sie sich in ihren Briefen zu diesem Thema äußerten, versuchten sie in den meisten Fällen ein Bild von sich selbst zu entwerfen, das dem gesetzten Ideal entsprach. Einige Professorenfrauen und ihre Töchter unterlagen dabei der „Maßhalteideologie“ so stark, daß sie heimlich oder offen weniger aßen als die übrigen Familienmitglieder, um sich auf künftige Notsituationen vorzubereiten und das Haushaltsbudget zu strecken. Krankheit und Mangelercheinungen konnten die Folge dieser stoischen Selbstdisziplin sein. Therese Heyne-Forster-Huber hielt z.B. in einem Brief aus dem Jahre 1819 ihren Sohn Victor Aimé zum Selbstverzicht an:

Beherrsche dich freywillig, in der Qualität und Quantität der Speisen – versage Dir Wochen und Monate lang einen Eßgenuß einzig um Entsagung zu üben. Ich übte mich in allen diesen Dingen einzig um meiner Lust Herr zu werden. So nahm ich keinen Zucker, weil ich am liebsten Süßes aß – wochenlang, Monate lang, so nahm ich keine Brühe zum Braten, so aß ich trockenes Brot zum Morgen. Wie wir in der Schweiz lebten, 92 bis 98 und wie das Fleisch à 23 Thaler kostete, da machte ich dem Vater weiß, daß Fleisch ekelte mir und aß höchst selten einen Bissen, damit er mehr essen konnte... und nun nehme ich seit vier Jahren keinen Zucker in den Thee und Kaffee, ohne ihn des Geldes wegen grau zu trinken.⁴⁷

Rückblickend auf ihr Leben führte sie im Jahre 1816 ihre Widerstandskraft, die ihr auch im 60. Lebensjahr erhalten geblieben sei, wesentlich auf ihre „gesunde“ Lebensweise zurück.

Ich rechne es freilich meinen sehr glücklichen Gewohnheiten zu, so wenig und so kindisch mich genährt zu haben lebelang. So wenig Fleisch, daß noch jetzt viele Tage in der Woche

⁴⁵ MARX, C.F.H., Göttingen in medicinischer, physischer und historischer Hinsicht, 1824.

⁴⁶ Vgl. CRUSIUS, S.G., Von den Mitteln, Kinder zu gesunden Menschen zu erziehen, 1796, S. 63f.

⁴⁷ GEIGER, L., Therese Huber, 1764 bis 1829. Leben und Briefe einer deutschen Frau, 1901, S. 241/242, Brief Therese Heyne-Forster-Hubers an Göttinger vom 28.12.1816.

hingehen, wo ich keines esse, nur Suppe, ohne starken Geschmack, Obst, Milch, und leichte Mehlspeisen, kein Zucker und Gezuckertes, erst seit meinem vierzigsten Lebensjahr ein halbes Spitzglas Wein – aber dabei bin ich ohne alle eigensinnige Diät, esse alles, bei großen Tafeln auch das Gewürzteste, aber immer so wenig, daß andere mich für krank halten, indem ich für meine stete Gesundheit bürgere... Zu meinem Kindskopfregime gehört aber täglich Thee, frische Butter und im Sommer fetter Rahm, so viel ich ihn haben kann, dazu; aber immer als hungerstillend, nie außer der Mahlzeitenstunde, oder der Zeit, wo ich hungrig bin.⁴⁸

Zu Abend habe sie seit 40 Jahren nicht gegessen, stattdessen trinke sie vier bis fünf Tassen Tee und esse dazu Brot „irgendeiner Art“. Es ist zu vermuten, daß diese Verzichtshaltung auch von anderen Professoren geübt wurde. Julie Pott sprach sich im Jahre 1833 fast verächtlich denjenigen gegenüber aus, die im „guten Essen“ einen „wesentlichen Lebensinhalt“ sahen.

Mir ist jetzt wirklich am Essen so wenig gelegen, daß ich meinem Gaumen gewiß nicht viel opfere. Wie es möglich ist, daß Menschen darin so viel vergessen, das finde ein Anderer als ich heraus. Wird Kuchen gebacken, ich rühre ihn fast nicht an. Vater bekommt oft einen Bisquit, er behält ihn für sich allein. Selbst das ist fast das Einzige, was mich reizt, sonst mag sein.⁴⁹

Auf der anderen Seite gab es jedoch auch Männer und Frauen, die mehr aßen und tranken, als es durch das Ideal der maßvollen Ernährung vorgeschrieben war. So wurde z.B. Christiane Büsching von ihrem Ehemann als „korpulent“⁵⁰ beschrieben. Er führte ihre Fettleibigkeit jedoch nicht auf eine ungesunde Lebensweise, sondern auf eine anlagebedingte Vererbung zurück.⁵¹ Lichtenberg sah demgegenüber seine Gewichtszunahme als die „Arbeit der ermüdeten Natur“ an,

die nicht mehr Kraft hat etwas anderes zu machen als Fett, das man allenfalls, ohne der Menschheit damit zu nahe zu treten, wegschneiden kann. Fett ist weder Geist noch Körper, sondern bloß, was die müde Natur liegen läßt, für mich so gut wie für das Gras auf dem Kirchhofe.⁵²

August Ludwig von Schlözer beschrieb, daß er auf seinen Reisen nach Franken und Italien dem reichhaltigen Angebot der Speisen einfach nicht habe widerstehen können.⁵³

Wie vielfältig die Gründe auch gewesen sein mögen, die dazu geführt haben, daß Männer und Frauen mehr oder weniger aßen, als ihnen anempfohlen wurde; deutlich wird zumindest, daß Grenzüberschreitungen der gesetzten Norm nach beiden Seiten möglich waren.

Es stellt sich nun die Frage, was die Professoren und ihre Ehefrauen gegessen haben und wann sie ihre Mahlzeiten einnahmen. Marx gibt einen Überblick über die Nahrungsmittel, die am Ende des 18. und zu Beginn des 19. Jahrhunderts in der Stadt zu haben waren.⁵⁴

Er differenziert dabei nach den Ernährungsgewohnheiten der reichen und der wohlhabenden bürgerlichen Schichten sowie den „unteren Volksklassen“. Die Professoren gehören in seinem Schema den beiden erstgenannten Schichten an.

⁴⁸ Ebd.

⁴⁹ NSuUB Gött, Cod. Ms Pott 20 (299), 1833.

⁵⁰ BÜSCHING, A.F., Zum Gedächtniß der Frau Polyrene Christiane Auguste Büsching, geborene Dilthey von ihrem Freunde und Ehemann Anton Friedrich Büsching, 1777, S. 59.

⁵¹ Ebd., S. 51

⁵² PROMIES, W., Georg Christoph Lichtenberg. In Selbstzeugnissen und Bilddokumenten, 1964, S. 104.

⁵³ SCHLÖZER, L.v., Dorothea von Schlözer. Ein deutsches Frauenleben um die Jahrhundertwende 1770–1825, 1937, S. 20f. und S. 53.

⁵⁴ MARX (wie Anm. 45), S. 176–214.

In den ausgewerteten Briefen und biographischen Hinweisen einiger Göttinger Professoren und ihrer Ehefrauen bzw. Töchter, wie sie im folgenden für Pütter, Bürger, Heyne und Lichtenberg dargestellt werden, fanden sich in Ergänzung bzw. auch Korrektur der Marsschen Ausführungen nur vereinzelt Hinweise darauf, welche Mahlzeiten zu welchem Zeitpunkt eingenommen wurden. Diese verstreuten Informationen wurden gesammelt und für die folgenden Ausführungen ausgewertet.

Die Einnahme der Mahlzeiten richtete sich nach dem Arbeitsrhythmus der Professoren. Generell verteilten sich die Mahlzeiten wohl auf drei größere und zwei bis drei Zwischenmahlzeiten am Tag. Das, was zu den Mahlzeiten gegessen und getrunken wurde, differierte individuell, richtete sich auch nach der Herkunft dieser Familien. Nach dem Aufstehen konnte der Professor zunächst eine „anregende“ Speise oder ein Getränk zu sich nehmen. Heyne trank z.B. Kaffee, Pütter bevorzugte Brot, das in Wein getaucht war, andere tranken Tee oder Bouillon. Das Frühstück wurde entweder gemeinsam mit der Familie oder allein eingenommen und bestand aus Bouillon, Kaffee, Tee, Wein, Milch, Brot u.ä. Ein zweites Frühstück konnte sich anschließen. Das Mittagessen wurde zumeist zwischen 12 und 13 Uhr eingenommen, fast immer im Kreise der Familie und der Kostgänger, falls diese vorhanden waren. Der Begriff der „guten“ und „derben“ Hausmannskost erschließt einen Zugang zu der Art der gereichten Speisen, die oft aus mehr als einem Gang bestanden.⁵⁵

Erwähnt werden Rosenkohl und gebratene Kartoffeln, Erbsen mit Speck, Sauerkohl mit Pökelfleisch, als ‚Leckereien‘ Feldhühner und Forellen. Elise Bürger schrieb über ihre mittäglichen Eßgewohnheiten:

Unser Tisch besteht gewöhnlich aus einer sehr guten Suppe, worauf Herr Gemahl viel zu halten belieben, und Rindfleisch mit einer guten Sauce, Merredig oder Rothen Rüben und Gemüse, worunter manchmal Castanien...⁵⁶

Nach dem meist drei- bis fünfgängigen Mittagessen folgte eine nachmittägliche bzw. frühabendliche Teestunde zwischen 17 und 18 Uhr. Sie paßte sich der Arbeitszeit des Mannes in der Berücksichtigung der nachmittäglichen Kollegien an. Gebäck, Kuchen oder Zwieback konnte zum Tee gereicht werden.

Zwischen 20 und 21 Uhr ist die Abendmahlzeit anzusetzen. Über die Zusammensetzung dieser Mahlzeit ist nur wenig bekannt.

Wenn sich nun in den Briefen der Göttinger Professoren und ihrer Familien diese Angaben finden lassen, heißt das nicht, daß alle Familienmitglieder immer gemeinsam und nur diese Mahlzeiten eingenommen haben. Ob jedoch die Frauen ihre „Schlüsselgewalt“ dazu nutzten, um heimlich zwischen den offiziellen Mahlzeiten zu essen, wieviele Frauen auch aus Sparsamkeitserwägung gehungert haben, ist nicht erschließbar.

Erziehung zur Weiblichkeit

Meinst Du denn, daß Kochen und Spinnen angenehmer ist, als wenn ich ein historisches Kollegien bei meinem Vater höre? Freilich, wenn ich Latein oder einen schweren Satz im Euklid auszuarbeiten habe, so vergeht mir zuweilen die Geduld, aber da denke ich dann, wenn ich diesen Satz und Latein fixe verstehe, so lerne ich dadurch, wie eine Brille beschaffen sein muß, und das ist doch wohl angenehmer als bei Hitze und Frost in der Küche zu stehen!⁵⁷

⁵⁵ PROMIES (wie Anm. 52), S. 92.

⁵⁶ KINDER, H. (Hg.), Bürgers Liebe. Dokumente zu Elise Hahns und Gottfried August Bürgers unglücklichem Versuch, eine Ehe zu führen, 1981, S. 57.

⁵⁷ Schlözer, L.v. (wie Anm. 53), S. 104.

Das wohl bekannteste Beispiel Göttinger professoraler Erziehungskunst ist Dorothea von Rodde-Schlözer, die, von ihrem Vater als „Anti-Basedow“ erzogen, als Beweis dafür dienen sollte, daß Frauen durchaus befähigt seien, gelehrt zu sein, ohne damit ihren weiblichen Aufgaben und Pflichten entfremdet zu werden. Ohne auf dieses Beispiel näher einzugehen läßt sich wohl generell feststellen, daß der wissenschaftliche Diskurs über Erziehung, wie er v.a. im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts in Deutschland geführt wurde, Einfluß auf die kontroversen Pädagogikkonzepte der Göttinger Professoren gewann.

Für den Untersuchungszeitraum von 1734 bis zum ersten Drittel des 19. Jahrhunderts ließen sich anhand einzelner ausgewählter Beispiele⁵⁸ drei Phasen der Mädchenbildung herausarbeiten, die für die Göttinger Professorenfrauen und ihre Töchter wirksam waren.

In der ersten Phase der Mädchenerziehung, die etwa von 1730/40 bis 1750/60 anzusetzen ist, wurden in der Göttinger Professorenschaft Ansprüche gegenüber der zukünftigen Professorenfrau neu formuliert, die auf eine Ausbildung des Verstandes verwiesen. Die Aneignung des Wissens, das die Frau zur Gesprächspartnerin des Mannes machen konnte, erfolgte durch unregelmäßige Formen der Selbst- und Fremderziehung. Die Verstandesbildung gewann eine wichtige Stellung im weiblichen Erziehungssystem. Die Unterweisung in häuslichen Aufgaben und in religiösen, moralischen und sittlichen Pflichten blieb bestehen. Die „natürliche Herzensbildung“, wie sie in den Schriften Rousseaus und seiner Rezipienten seit 1762 gefordert wurde, betonte im Gegensatz zur Ausbildung des Verstandes erneut die Gefühlskomponente in der weiblichen Erziehung.

Caroline Michaelis-Böhmer-Schlegel-Schelling, Therese Heyne-Forster-Huber und die vorab schon erwähnte Dorothea Schlözer-von Rodde, drei Göttinger Professorentöchter, die zwischen 1763 und 1770 geboren wurden, führen in einer zweiten Phase der Erziehungskonzeptionen, die etwa auf einen Zeitraum von 1760/70 bis 1790 zu begrenzen ist, in ihrem je individuellen Erziehungsschicksal die Spannweite der Möglichkeiten vor, die sich im Zuge einer Diskussion über weibliche Bildung ergeben hatte. Neben dem Erwerb hauswirtschaftlicher Fähigkeiten und einer religiös-sittlichen Grundhaltung wurde die Verstandesbildung zu einem wesentlichen Moment der weiblichen Erziehung.

Nachdem die Verstandeserziehung als ein Teil der Mädchenbildung akzeptiert worden war, wurde sie in einer dritten Phase der Mädchenbildung, die sich etwa auf einen Zeitraum von 1790 bis zum Ende des Untersuchungszeitraumes begrenzen läßt, theoretisch untermauert und der Spitzen der „Überbildung“ entkleidet und wieder stärker in ihrer Funktionalität der weiblichen Rollenmuster begriffen. Die Frau als Erzieherin ihrer Kinder, als Hausfrau, Ehefrau und Gesellschafterin sollte im Rahmen ihrer Pflichtzuweisung nur noch Einblick in ausgewählte Themengebiete haben. Die ganzheitliche Ausbildung des Verstandes galt nun als untaugliches Moment der weiblichen Bildung. Der Ausbruch aus einer selbstverschuldeten Unmündigkeit floß in dieser historischen Phase in eine erneute Verdinglichung und Unmündigkeit der Frau ein. Die Unterweisung in häuslichen Arbeiten und Pflichten blieb zwar immer noch Teil der weiblichen Erziehung, verlor jedoch an Gewicht, veränderte sich auch hinsichtlich ihrer internen Schwerpunktsetzung. Die ökonomische Haushaltsführung sollte sich an der Erkenntnis neuer wissenschaftlicher Ergebnisse und Einsichten orientieren. Die gesellschaftlichen Aufgaben der Frau erforderten ein hohes Maß an Kontaktfähigkeit und gesellschaftlichen Umgangsformen.

⁵⁸ Vgl. über die in Anm. 5 angeführten unveröffentlichten Quellen hinaus: LA ROCHE, S. (Hg.), Lebensbeschreibung von Friederike Baldinger von ihr selbst verfaßt, 1791. BÜSCHING, A.F. (Anm. 50). STEINBERGER, J., Erinnerungen von Luise Wiedemann, geb. Michaelis, der Schwester Carolines, 1929. SCHMIDT, E. (Hg.), Caroline, Briefe aus der Frühromantik (nach Georg Waitz verm.), 2 Bde., 1913. GEIGER (wie Anm. 47). TREFURT, J.P., Historische Nachrichten über die Errichtung der Universitäts-Töchterschule in Göttingen, 1806.

Auf die Frage, wie sich Tendenzverschiebungen in den theoretischen Erziehungsschriften in dem Denken und Handeln der Göttinger Professorenfamilien niedergeschlagen haben, läßt sich nur bedingt eine Antwort geben. Briefe, autobiographische und biographische Hinweise einiger Professoren, ihrer Frauen und Töchter liegen vor allem für die Zeit von 1770/80 bis 1830/40 vor.⁵⁹ Es lassen sich daher auch nur Aussagen über diesen Zeitraum machen. Ein Nebeneinander verschiedener Reaktionsformen ist beobachtbar. Das Bild wirkt insgesamt statisch.

In den vorliegenden Briefen wurde die ungebildete, „ungehobelte“ Professorenfrau abgelehnt, die sich nicht in Gesellschaft zu bewegen wußte. Kritisiert wurde immer, wenn eine Frau sich die Vernachlässigung von häuslichen, mütterlichen und moralischen Pflichten zuschulden kommen ließ. Ein Zuviel an Bildung wurde dagegen selten als ein Anklagepunkt hervorgehoben, jedoch im Zusammenhang mit der Vernachlässigung weiblicher Aufgaben insofern thematisiert, als Pflichterfüllung vor Lesesucht, Diskussions- und Vergnügungssucht gesetzt wurde. Erwähnt wurde eine häusliche Ausnahmesituation, wenn ein Elternteil gestorben war und dadurch finanzielle und persönliche Schwierigkeiten auftauchten. Der Ratschlag, daß die mutterlosen Kinder in Internaten erzogen werden sollten, war nicht selten.

Während von den Frauen selbst Themen aus dem Bereich der Erziehung diskutiert wurden, die die fehlende Bildung betrafen, scheint das Problem der „Überbildung“ von Frauen eher ein Problem der Männer gewesen zu sein. Zwar wurde das Erziehungskonzept Schlözers von den Frauen in ihren Briefen kritisiert, jedoch weniger bezüglich der Gefahren intellektueller Überbildung, als vielmehr unter der Prämisse einseitiger Belastung und Vernachlässigung häuslicher weiblicher Pflichten.

In den Erziehungsratschlägen an die eigenen Kinder oder befreundete Frauen schwingen dann neben den allgemein diskutierten Erziehungskonzeptionen auch persönliche Erfahrungen eigener An- und Einsichten mit, die ein Konglomerat weiblicher Rollenzuweisungen in ihrer jeweiligen individuellen Uminterpretation darstellen.

Weitgehend positiv standen die Frauen dem aufgeklärten Denken gegenüber. Immer wieder wurde die entscheidende Rolle der Selbsterziehung hervorgehoben, immer eindeutiger setzte sich die Tendenz durch, Erziehung nicht als restriktive Persönlichkeitsformung zu betrachten, sondern ihr lediglich korrektive, weg begleitende Funktionen zuzuweisen. Es wurden Mädchenschicksale als Beispiele dafür angeführt, welche negativen Wirkungen Verformung des angeborenen Charakters zur Folge haben könnten.

Falsche Reaktionen auf Trotz- und Wutphasen der Mädchen wurden als Ursache späteren Eigensinnes gedeutet.

Erziehung durch Moral wurde nicht als Brechung des kindlichen Willens betrachtet. Entscheidungsfreiheit ergab sich lediglich in den Grenzen der elterlichen Willensbekundung. Die psychologischen Konsequenzen der moralischen Erziehung wurden zwar nicht in ihrer vollen Wirksamkeit erkannt, zeigten jedoch so entscheidende Wirkungen, daß sie in der Anwendungspraxis blieben. Die Erweiterung des kindlichen Aktionsfeldes, das letztendlich immer durch die elterliche Autorität beschränkt wurde, erfolgte nicht gleichmäßig, sondern ergab sich in Ausuferungen und dem Zurückweichen einzelner selbst regulierter Bereiche. Es wurde innerhalb des Untersuchungszeitraumes keine Einigung darüber erzielt, mit welchen Methoden man die angestrebten Ziele erreichen könne. Die Angst vor dogmatischen Festlegungen ist spürbar.

Die Ehe

In einem Brief an Adele le Bret, begonnen nach Ostern 1828 und geendigt im Mai 1829 gab Therese Heyne-Forster-Huber am Ende ihres Lebens mit 64 Jahren eine Definition von Liebe,

⁵⁹ Vgl. Anm. 5a.

wie sie in der Ehe sein sollte. Sie stellt damit in knapper Form die ideale Konzeption der Ehe in ihren gefühls- und verstandesmäßigen Grundlagen dar, wie sie nach einer Phase der Veränderung im 18. und im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts festgeschrieben wurde.

Liebe strebt nach Besitz. Ehe ist der innigste, sicherste Besitz selbst, und aus ihm entsteht eine Vereinigung zu beiderseitiger Erhaltung, Veredelung, Vergnügen, wie kein anderer Bund zwischen Menschen gewähren kann. Die Unruhe, die Ansprüche der Sinnenaugenblicke der Liebesbeziehung haben nichts nur mehr zu thun, wo es um ächte Freuden, Pflichten, Sorgen, alle Würde des Mannes, alle Milde des Weibes, alle ihre Kraft, alle ihre Selbstbeherrschung auffordern, um nicht in Gemeinheit zu sinken. Das Geistliche, das Gesetz sollen sie sich oft wiederholen; daß Mann und Frau einer dem andern seine unsterbliche Seele verpfänden.⁶⁰

Für die Auswahl der Ehepartner war nicht mehr allein der ökonomische und damit auch gesellschaftliche Stand entscheidend. Bildung und Erziehung sollten zu einer Erweckung des Verstandes führen, der indessen v.a. dazu dienen sollte, die Geschlechterrollendifferenzierung auf eine neue feste Grundlage zu stellen. Dieser Anpassungsprozeß war jedoch nicht problemlos. Es gelang einigen Frauen nur schwer, Unterordnung als vernünftig anzusehen und Selbstbestimmung nur innerhalb der gesellschaftlich gesetzten Grenzen anzuerkennen.

Ein grundlegender Wandel in der Beziehung der Ehepartner zueinander ist nicht zu verzeichnen. Die Widerstandskraft der Frauen, ausgelöst und gestärkt durch die wachsende Möglichkeit der sogenannten „Verstandesbildung“ zeitigte zwar v.a. im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts Phasen möglicher Veränderung individueller weiblicher Lebenschancen in Richtung auf eine wachsende Autonomie, die jedoch letztendlich nur insofern innerhalb der gesellschaftlich gesetzten Grenzen wirksam wurde, als sie das System der traditionellen Beziehungen entsprechend der gewandelten gesellschaftlichen und ökonomischen Gegebenheiten anpassen und damit lebbar machen konnte. Mit Hilfe der Verstandeseinsichten konnte die Frau sich nun scheinbar bewußt für ihre Rolle entscheiden.

Die folgenden Ausführungen basieren primär auf den Briefen, die Göttinger Professorenfrauen, ihre Töchter und Ehemänner in der Zeit von 1770/80 bis 1830/40 geschrieben haben.⁶¹ Die Zeit von 1734 bis 1770 ist nur bedingt in der Rückschau der Informationen erfassbar, wie sie z.B. Büsching und Pütter für die Zeit von 1750 bis 1760 geben.⁶²

Um das reiche Quellenmaterial einer Analyse zugänglich zu machen, lieferten die vorgefundenen Begrifflichkeiten einen ersten Anhaltspunkt. Ein zentraler Begriff, der die Beziehung zwischen Mann und Frau in der Ehe beschreibt, ist der der „Liebe“. Liebe ist immer Verstand und Gefühl zugleich. Sie ist Gefühl durch die individuelle Anziehung, die Mann und Frau füreinander empfinden, und sie ist Verstand, der die Qualitäten und die Qualifikation des ausgewählten Partners überprüfbar macht.

„Zuneigung“ ist ein zentraler Begriff, der den strukturellen Wandel der Beziehung zwischen Mann und Frau in der Ehe beschreibt. Zugeneigt sein können sich Mann und Frau nur, wenn sie sich in einer langjährigen Beziehung „achten“ und „schätzen“ gelernt haben. Zuneigung basiert

⁶⁰ NSuUB Götting, Cod. Ms. Therese Huber VI (1072) Briefe an Adele le Bret, Tochter des Cottaschen Angestellten. 6 Blatt, begonnen nach Ostern 1828 und geendet Mai 1829, 11. Seiten.

⁶¹ Vgl. Anm. 5a. – Darüber hinaus wurden die Romane und Erzählungen der Therese Heyne-Forster-Huber aus den Jahren 1819 bis 1831 hinzugezogen. Die autobiographischen und biographischen Nachrichten über die Professoren Franck (Biographie des Dr. J.P. FRANCK. Von ihm selbst geschrieben, 1802), Herbart (KEHRBACH, R. [Hg.]), Johann Friedrich Herbarts sämtliche Werke. In chronologischer Reihenfolge hg., 1889–1912.

⁶² Vgl. BÜSCHING, A.F. (wie Anm. 50). Pütter, J.St. (wie Anm. 7).

auf Vertrauen und Pflichterfüllung. Sie ist erprobte Sicherheit und Verlässlichkeit. Sie ist Erfahrung mit dem anderen über einen langen Zeitraum. In dem Begriff der „Achtung“ drückt sich wiederum das qualitativ meßbare der ehelichen Liebe aus. Sie ist praktische wie moralische Pflichterfüllung, die für Mann und Frau jeweils über ihre Geschlechtsrolle definiert wird. Wollte die Göttinger Professorenfrau die Achtung ihres Mannes erwerben, mußte sie zunächst einmal moralisch integer sein. Das konnte sie nur, wenn sie die weiblichen Eigenschaften, die ihr zugewiesen wurden, annahm und die Aufgaben und Pflichten, die sich aus dieser Rolle ergeben, erwartungsgemäß erfüllte. Sie war eine „sparsame“ Haushälterin, eine „liebvolle“ Mutter, eine „angenehme“ Gesellschafterin und eine „zugeneigte“ Gattin. So beschrieb z.B. dann auch Georgine Heyne, die zweite Ehefrau des Professors Christian Gottlieb Heyne und die Stiefmutter der Therese Heyne-Forster-Huber im Jahre 1813 ihre Ehe als eine positive Gewöhnung an den Partner, die sich erst im Laufe vieler Jahre entwickelt habe.

Meine ganze Sorgfalt war darauf gerichtet, ihm die Beschwerlichkeit des Lebens und des Alters zu erleichtern, ihm alles häusliche Unangenehme zu ersparen und dies fühlte u. lohnte er mir mit einigem Zutrauen und Liebe... Wie wir beide jünger waren, war er in mich verliebt, das darf ich meiner Therese wohl anvertrauen – die Liebe hat ihre Stürme, ihre Ungleichheiten, aber wo Achtung zu Grunde liegt, löset sie sich unmerklich in stille feste Anhänglichkeit auf. Er ehrte mich, mein Herz sowohl als meinen Verstand; er würdigte mich seines Vertrauens – mein Kind, ich war eine der glücklichsten Frauen, von ihm geliebt, von ihm geschätzt; was in der ganzen Welt könnte mir das Glück ersetzen, diesem Manne gehört zu haben.⁶³

Wollte der Mann die Achtung der Frau erwerben, mußte er sich nach den Verhaltensstandards richten, die gesellschaftlich gesetzt waren. Seine Geschlechtsrolle war eine andere als die der Frauen, daher waren auch seine Aufgaben und Pflichten anders. Seine moralische Integrität erwies sich durch sittlich einwandfreies Verhalten, Pflichterfüllung in der Arbeit und seiner Familie gegenüber in einem wohl dosierten Maß an Strenge und Nachsicht, Distanz und Nähe. Eine seiner wesentlichen Aufgaben war es zu arbeiten, um seine Familie zu ernähren.

In diesem Zusammenhang gesehen dokumentieren die Ratschläge des hannoverschen Kabinettssekretärs Georg Brandes, die er seinem zukünftigen Schwiegersohn Arnold Hermann Ludwig Heeren, Professor der Philosophie in Göttingen von 1787 bis zu seinem Tode im Jahre 1842, kurz vor seiner Eheschließung mit Wilhelmine Heyne (1778–1861) im Jahre 1796 gibt, eine gesellschaftlich akzeptierte Sichtweise über den Zusammenhang von Triebverzicht und Leistungsmöglichkeit im Beruf.

Viele junge Ehemänner erschöpfen ihre Kräfte vor der Zeit gerade durch die Ehe... Fast die meisten Männer wissen nicht, was sie thun. Sie verderben sich und was noch mehr ist ihre Frauen bei denen sie durch zu öftere Wiederholung des Beyschlafes das ruhigste Temperament setzen und am Ende der Frau, die nur ein gewöhnliches Temperament hat, viel Temperament geben. Da mir nun an Ihrer physischen und moralischen Constitution so viel gelegen ist, so beschwöre ich Sie, lieber Freund, auf den Punkt sorgfältig zu achten und der natürlichen Neigung zu widerstreben⁶⁴.

Daß diese Norm nicht der Wirklichkeit entsprach, wird aus dem Zitat selbst deutlich – Brandes warnt ja Heeren vor einem Verhalten, daß seiner Meinung nach die „meisten Männer praktizieren“ – und erschließt sich darüber hinaus z.B. auch durch die Aussagen des Professors der Ästhetik und deutschen Stilkunde Gottfried August Bürger, der aus dem Idealbild des Göt-

⁶³ NSuUB Gött, Cod Ms. Therese Huber IX a (235), 3.1.1813.

⁶⁴ NSuUB Gött, Cod Ms. Philos 178. Briefe Brandes an Heeren.

tinger Professors in vielerlei Hinsicht herausfällt.⁶⁵ In den ersten Monaten seiner dritten Ehe mit Elise geb. Hahn äußert er, daß sie an seiner Sinnlichkeit mehr als „allzulebhaften Anteil“ genommen habe, so daß er sich sogar gefragt habe, wie er ihre starken sexuellen Bedürfnisse in den nächsten Jahren würde befriedigen können.

Wie wird es werden, wenn du dereinst nicht mehr so rasch zu Werke gehen kannst, und sie gleichwohl in den Jahren der lebhaften Begierde sich befindet? – ... Aber wahrlich, in den ersten Monaten der Ehe, da ich ihr gewiß mehr als drei Male des Tages Genüge zu leisten im Stande war, hielt ich's für Unsinn, so etwas mir einfallen zu lassen.⁶⁶

Die Erwartungen von Mann und Frau hinsichtlich der Ehe waren trotz der vorhandenen Ausnahmen und Abweichungen stark geprägt von den gesellschaftlich vorgegebenen Normen. Verliebtheit, die mit Sinnlichkeit und möglicher sexueller Erfahrung und Verführung, d.h. auch Ausschaltung des Verstandes korrespondierte, wurde abgelehnt bzw. in der Rückschau erfahrener Verliebtheit als Zerrbild „wahrer Liebe“ gewertet.

Wenn durch die Erziehung einerseits eine positive Erwartungshaltung hinsichtlich des zukünftigen Ehegatten aufgebaut werden sollte, so wurden auf der anderen Seite negative Erwartungen und Gefühle wie Angst und Abscheu registriert, die die realen übermittelten Erfahrungen durch andere Frauen und der eigenen Anschauung entsprachen.

Friederike Baldinger schrieb z.B. in ihrer fünf Jahre nach ihrem Tode im Jahre 1791 erschienen Lebensbeschreibung:

Ich mochte nie heiraten, weil ich wieder die körperliche Liebe einen Ekel hatte. (trotzdem habe sie oft Gelegenheit gehabt, B.P.-K.)...mein Glück durch Heiraten zu machen, wenn man anders sein Glück dadurch macht, daß man sein Leib für Essen und Trinken zeitlebends an Männer verkauft, die man nicht lieben kann.⁶⁷

Ebenso gestand Philippine Gatterer im Jahre 1777, drei Jahre vor ihrer Eheschließung, ihre reale Angst vor der Ehe ein, und sie stand damit nicht allein.

Eine Abndung sagt mir, der Ehestand werde mir das Leben kosten, und dann – seiner vielen übrigen Leiden wegen – möchte ich ihn doch verschieben, und einst einen Mann ganz nach meinem Sinne haben.⁶⁸

Wenn man nun versucht, dem realen Ablauf der Göttinger Professorenehen auf die Spur zu kommen, die sich innerhalb der gesellschaftlich gesetzten Wertvorstellungen und Normensysteme entwickelten, steht man vor kaum lösbaren Problemen. Die Beschreibungen, die überliefert worden sind, spiegeln zumeist die gesellschaftlich gesetzten Standards wider und können unter dem Begriff der „positiven Gewöhnungsehe“ zusammengefaßt werden. Der alltägliche Ehekonflikt, das abweichende Verhalten von Mann und Frau ist erschließbar nur dann, wenn die Auseinandersetzungen so weit eskalieren, daß es, wie bei Elise Bürger, zur Ehescheidung kommt. Der sexuelle Ausbruch als Ehebruch ist dann nur noch deutlich sichtbares Zeichen einer unauflösbaren Konfliktlage.

Die „Erziehung zur Weiblichkeit“ sollte die Töchter der Göttinger Professorenfamilien vornehmlich auf ihre Aufgaben als Ehefrau, Hausfrau und Mutter vorbereiten. Doch nicht jede Göttinger Professorentochter fand einen Mann. Diese Frauen mußten lernen, mit ihrer unerfüll-

⁶⁵ Vgl. KINDER (wie Anm. 56).

⁶⁶ Ebd., S. 76. Brief Bürgers an die Schwiegermutter, 3.2.1792.

⁶⁷ LA ROCHE (wie Anm. 62), S. 32.

⁶⁸ STRODTMANN, A. (Hg.), Briefe von und an Gottfried August Bürger. Ein Beitrag zur Literaturgeschichte seiner Zeit. Aus dem Nachlaß u.a. meist handschriftlichen Quellen, 2, 1874, S. 143.

ten Erwartungshaltung umzugehen – einmal ganz abgesehen davon, daß einige von ihnen vor dem Problem der materiellen Absicherung standen.

Hilfskonstruktionen, um mit diesen jeweils gemessen an der erweckten Erwartungshaltung unerfüllten Leben umgehen zu können, war eine religiös fundierte Ergebung in das Schicksal, die mit einer stoischen Grundhaltung korrespondierte. Trotz des verzweifelten Versuches, sich normativ zu verhalten und ihr Schicksal als gottgegeben zu akzeptieren, schwingt z.B. in den Briefen der Julie Pott, Laura Heyne und Charlotte Planck⁶⁹, um nur drei Beispiele anzuführen, ein melancholischer, z.T. verzweifelter aber auch wütender Grundton mit. In dem Brief, den Laura Heyne, eine jüngere unverheiratete Stiefschwester Therese Heyne-Forster-Hubers im Jahre 1824 an diese schreibt, wird über die gefühlsmäßige Belastung der unverheirateten Frau hinaus deutlich, daß die Gründung eines eigenen Hausstandes ein gewichtiges Argument für die Eheschließung sein konnte.

Warum sehnt man sich nach diesem Stande (dem Ehestand, B.P.–K.), da er doch so selten glücklich macht?... Es kömmt mir vor, daß sehr viel Vernunft dazu gehört, es nicht gewünscht zu haben, und zuweilen, wenn man sich mit denen vergleicht, die in ihrem Hause, unter Mann und Kindern einen Wirkungskreis haben, den wir Mädchen so nie haben können. Ich will nicht einmal davon sprechen, weil sich das Herz nach Liebe sehnt u. wie es glaubt, allein in diesem Stande könne es ausgefüllt werden, ich bin mir nur zu deutlich anderer Gründe bewußt, die mir ihn als wünschenswerth vormahlen; eine kleine Wirtschaft zu führen, mehr für andere zu sorgen, die Tätigkeit anwenden zu dürfen, die mir der Himmel gegeben hat, die mir Arbeit...leicht macht. Wie kann ich das in unserem kleinen Haus, wo Mama mir selbst Befehle erteilt und mir kaum erlaubt ist, sie mit ausführen zu helfen. – Da kostet es mir Mühe den Gedanken zu unterdrücken, daß mir ein großer Genuß geraubt ist, indem ich so für mich allein alt werde und meine Kräfte nicht so anwenden darf, wie ich wohl mögte.⁷⁰

Die Konzeption der Ehe, wie sie sich in den und für die Göttinger Professorenfamilien im 18. und im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts entwickelte, blieb vernunftbestimmt, wenn auch dem Begriff der Vernunft selbst durch den zentralen Stellenwert der „Liebe“ als achtungsvolle „Zuneigung“ eine neue Variante seelischer Übereinstimmung hinzugesetzt wurde. Bedenkt man jedoch, daß sich „Achtung“ und „Zuneigung“ als „wahre Liebe“ erst im Laufe einer Ehe selbst entwickeln sollten, reduziert sich das Neue in diesen Ehebeziehungen doch zunehmend auf aufklärerische Werte von Einsicht und Vernunft. Die ökonomische Basis blieb Kriterium für die Auswahl der Ehepartner. Sie rekurrierte jedoch nicht mehr auf einen beruflichen und damit gesellschaftlichen Stand, sondern erweiterte das Spektrum möglicher Heiratskandidaten.

Ausbildung und Erziehung der Mädchen gewann gegenüber eingebrachten materiellen Werten den Charakter eines festen Bestandteils immaterieller Aussteuer, da sie eine Option auf zu erwartende Karrieremöglichkeiten des Mannes darstellte.

Neu erscheint in diesem Zusammenhang die Bewertung der Ehelosigkeit der Frauen. Gegenüber der negativ beurteilten sogenannten „Konvenienzehe“ deutet sich exemplarisch in den Überlegungen der Therese Heyne-Forster-Huber in ihren belehrenden Romanen und Erzählungen eine erweiterte Perspektive für Frauen an. Die erzieherischen und pflegenden sozialen

⁶⁹ Vgl. NSuUB Gött, Cod. Ms. Pott

NSuUB Gött, Cod. Ms. Therese Huber X.

NSuUB Gött, Cod. Ms. 168 m, Briefe G.J. Plancks und seiner Tochter an L.Th. Spittler und Familie.

⁷⁰ NSuUB Gött, Cod. Ms. Therese Huber X (336), 16.11.1824. Laura Heyne an ihre Stiefschwester Therese Huber.

Berufe wurden als Ersatz für den fehlenden Status als Ehefrau, Hausfrau und Mutter auch für diese bürgerlichen Schichten konzipiert und gesellschaftlich anerkannt.

Selbstreflexion

Selbstreflexion setzt die Zeit und Fähigkeit zu einer Analyse der eigenen Befindlichkeit innerhalb der vorgegebenen gesellschaftlichen Strukturen voraus. Wenn eine Göttinger Professorenfrau ihren häuslichen Pflichten regelgerecht nachkommen wollte, blieb häufig nur wenig Zeit und Muße zu dieser gedanklichen Auseinandersetzung mit sich selbst und der eigenen Umgebung. Wenn sich jedoch der gedankliche Diskurs der Göttinger Professorenfrauen und ihrer Töchter in ihren Briefen niederschlägt⁷¹, gibt er Auskunft darüber, was weibliche Erfahrung in der Geschichte und von der Geschichte sein konnte.

Wenn Unzufriedenheit mit dem gesellschaftlichen Umfeld formuliert wurde, bezog sie sich auf die Inhaltslosigkeit der Gespräche, einen nicht nachvollziehbaren Wechsel der Themen und die Behandlung dieser Themen selbst. Das Fehlen der moralischen Werte wie Sitte und Anstand, die mangelhafte Bildung und Erziehung erzeugten bei diesen Frauen ein Gefühl der inneren Distanz, der Einsamkeit und Leere. Durch den Rückzug auf das häusliche Glück, den inneren Kreis der Familie oder einige wenige Herzensfreundinnen wurde der Versuch unternommen, die innere Leere zu füllen. Die offiziellen gesellschaftlichen Kontakte, die sich im Rahmen der beruflichen Sozialpflichten ergaben, erfuhren kein inneres Engagement, da die Erwartungshaltung und Ansprüche auf ein äußerst niedriges Niveau abgesunken waren. Die distanzierte Haltung, die sich trotz allem immer noch mit Enttäuschungen verband, führte trotz selbstkritischer Bemerkungen über die eigene Überheblichkeit doch dazu, auf die anderen Personen herabzusehen, sich selbst auch in seinem Unglück als diejenige zu begreifen, die den „richtigen Weg“ eingeschlagen hatte. Schutz vor Verletzungen, da eine Außenseiterrolle auch mit Angstgefühlen besetzt war, führte zu einer um so heftigeren Kritik, die jedoch nicht an eine breitere Öffentlichkeit getragen wurde. Die gesellschaftlichen Konventionen wurden eingehalten, die ‚wahre‘ Persönlichkeit im Gefühl der Frauen jedoch abgetrennt.

Wenn es zu einer Analyse der gesellschaftspolitischen Entwicklung kam, sahen die meisten Frauen eine Tendenz zum Negativen. Maßstab zur Beurteilung war ein Idealbild der Entwicklung, das in der Jugend durch Erziehung vermittelt worden war. Gesellschaftskritik setzte an bei der beobachteten Auflösung der Standesschranken, der Konfusion in der Familie und im Beruf, dem Verhältnis der Geschlechter zueinander sowie der Eltern-Kind-Beziehung, die durch diese Entwicklung negativ verformt erschien. Man blickte mit Wehmut auf die „alten Zeiten“ zurück, in denen noch Ordnung, Sitte und Anstand geherrscht habe und begriff die Orientierungslosigkeit der Jugend, die Auflösung der Moral als ein historisches Phänomen, dem man letztendlich hilflos ausgeliefert war. In der Politik verstärkte sich das Gefühl der Hilflosigkeit und des Ausschlusses von den eigentlichen Entscheidungsträgern. Politik war als Domäne männlicher Herrschaft dem weiblichen Einfluß entzogen. Das ging soweit, daß die Frauen selbst ihre politischen Diskussionen als Vermännlichung ihres Denkens begriffen. Die eigene Betroffenheit wurde kanalisiert. „Nicht mehr über Politik sprechen wollen“, „es satt haben“, sich „vollgestopft“ fühlen, war eine ihrer Reaktionen. Sie konnten aber auch mit Hilfe der erlernten Denk- und Katego-

⁷¹ Die folgenden Aussagen beziehen sich nur auf das, was Frauen selbst geschrieben haben. Die Reflexionen der Therese Heyne-Forster-Huber von 1782 bis 1829 (NSuUB Gött, Cod. Ms. Therese Huber), der Georgine Brandes-Heyne von 1811 bis 1828 (NSuUB Gött, Cod. Ms. Therese Huber) und der Julie Pott aus den Jahren 1832 bis 1834 (NSuUB Gött, Cod. MS. Pott) bilden die Grundlage der folgenden Ausführungen. Darüber hinaus wurden ergänzende Informationen aus den verstreut vorliegenden Briefen anderer Professorenfrauen und ihrer Töchter hinzugezogen.

risierungsformen, die einer männlichen Analyseverfahren folgten, Einblick in die politische Entwicklung gewinnen.

Es war jedoch in ganz bestimmten Situationen der direkten Betroffenheit durch Krieg, Hungersnöte u.ä. für die Frauen unmöglich, ihre Distanz aufrechtzuerhalten. Es schlich sich ein Gefühl der Sinnlosigkeit und Irrationalität politischer Ereignisse ein. Abscheu, Verachtung, Unverständnis und Wut wurden formuliert. Die Verantwortungslosigkeit der Herrschenden, die sich selbst nach den vereinbarten Werten nicht mehr richteten und sich auch nicht mehr die Frage nach der Verhältnismäßigkeit der eingesetzten Mittel zum angestrebten Zweck gefallen ließen, wurde als bundbrüchiges Verhalten eingeklagt. Die Phase von Wut und Enttäuschung mündete jedoch in die Suche nach dem Guten und Glücklichen, den „Nischen“ der Gesellschaft, die noch nicht vom sinnlos vergossenen Blut beschmutzt waren, die die Seele rein und gläubig halten konnten: der gute Herrscher, als Inkarnation des positiven Vater-Gottes-Bildes und das Glück der Familie waren mögliche Auswege aus der eigenen Verzweiflung; dem politischen Geschehen wurde völlige Distanz, oder beißend-ironische, moralverknüpfte Kritik entgegenbracht. Die Nicht-Verantwortlichkeit, die den Frauen zunächst aufoktroiert wurde, zeigte sich auch als ein Mittel, um die Schuld am Leid und Elend der Menschheit von sich selbst abziehen zu können und sich als Bewahrer neuen Lebens und innerer Reinheit einen Schutzmantel zu erwerben, der das äußere nur bedingt an sich herankommen ließ. Rückbezug auf sich selbst, Erwartung weiterer Zerstörung, Verlust des Glaubens an die Moral der Politik konnten zu einer stoischen Haltung den kommenden Ereignissen gegenüber führen.

Wenn auch die politische Position und die Kritik an den gesellschaftlichen Zuständen der erlebten Zeit jeweils entsprechend Erziehung und ergänzender Beeinflussungselemente unterschiedlich ist, zeigt doch ein Auszug aus einem Brief der Therese Heyne-Forster-Huber an Usteri aus dem Jahre 1808 eine spezifische Form der Auseinandersetzung mit den politischen und gesellschaftlichen Fragestellungen, die sich auch bei anderen Göttinger Professorenfrauen und ihren Töchtern wiederfinden läßt.

Sagen Sie mir, ob unser Zeitalter durchaus Herz und Kopf verlieren macht? Ist denn ohne Gleichgewicht beider Kraft und Wirksamkeit möglich? Der eine berechnet die Menschen wie Ziffern, der andere behandelt sie wie überirdische Wesen, und so die Künste, und so die Wissenschaften immer im extremen. Geht man vom Menschen ab, und verweilt auf den Staaten, so ist's ebenso verworren... Wie zerreißten diese Preußen in den vielfachen Broschüren ihre eigene Brust – wetteifernd sich die Ehre zu nehmen, wie Pasquales Gefangene, die sich mit ihren Ketten zerfleischen. Wen Unglück nicht versöhnt, nicht vereinigt – o, wo ist dann – nicht Patriotismus aber Menschlichkeit? Und machen wir es im Süden besser?... Wann war denn Deutschland eine Nation? Ich studiere seit dem November nichts als deutsche Geschichte, und möchte mich dem ergeben, weil ich's nirgends finde. Bin ich eine Deutsche? Sinds meine Kinder? Bayern sind wir mit Leib und Seele, denn, was auch schief geht, haben wir einen Fürsten, der das Gute sehnlich wünscht, uns nie selbst Böses that und der Geist, den unsere Regierung ausspricht, ehrt die Menschheit – aber sind wir deswegen Deutsche? – Still nur! Ich habe heute ein Paar Strümpfe geendigt; habe Wäsche zusammengelegt, habe Claires ihren Stickerahmen eingespannt, j'ai fait preuve de mon féminisme – ich darf gegen einen gütigen diskreten Mann wohl schwatzen.⁷²

Die Liebe zu Gott, die die Liebe zum Nächsten in sich trug, und der Glaube an die Unsterblichkeit wurden zu umfassenden Klammern, die das Lebensgefühl der Frauen mitbestimmen sollten. Die Einbettung der eigenen Handlungsmöglichkeiten in die göttliche Allgewalt sollte

⁷² GEIGER (wie Anm. 47), an Usteri, 2.3.1808, S. 224/225.

scheinbar unverständliches, irrationales Schicksal zu einem sichtbaren Linien folgenden Lebensweg machen, dessen eigene, innere Logik sich dem Menschen in seinem praktischen Tun oftmals entzog und bisweilen nur in der Rückschau nachvollzogen werden konnte.

Sich aufgehoben fühlen in der Sinnhaftigkeit des Daseins konnte immer dann besonders intensiv als Bedürfnis formuliert werden, wenn Ausweglosigkeit depressive Stimmungen erzeugte, wenn das Selbstwertgefühl und Selbstbewußtsein der Frau in der Unsicherheit über das richtige und falsche Tun ins Wanken geriet. Auch wenn es zunächst sinnlos erschien und das eigene Handeln nicht in seiner Entscheidungsgrundlage begriffen werden konnte, bestand doch immerhin die Gewißheit, daß sich irgend ein Sinn darin verbergen mußte. Wenn die Sicherheit hinzu kam, daß alles das, was man selbst für gut halten konnte, auch mit einem höheren objektiven Wahrheitsgehalt erfüllt war, wurde das Selbstwertgefühl fast unverletzlich. Nicht gesellschaftskonformes Handeln verlor seinen alleinigen Bewertungsmaßstab im äußeren Lebenszusammenhang. Für Julie Pott wurde der Glaube an die Liebe fast schon zu einem lebensrettenden Prinzip, da ihr die Erfüllung wesentlicher Bedürfnisse und Wünsche versperrt blieb. Als Schutzwall gegen Verbitterung und innere Resignation suchte sie immer wieder nach einem Bezugspunkt in ihrem Leben, der ihr noch eine sinnvolle Funktion zuweisen konnte. Was dem Verstand verschlossen blieb und die Gefühle einer harten Belastungsprobe aussetzte, war gottgewollt.

Abschließende Bemerkungen

Die zweite Hälfte des 18. und die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts waren für die Göttinger Professorenfrauen und ihre Töchter eine Zeit der konflikthaften Auseinandersetzung mit neuen ökonomischen und gesellschaftlichen Anforderungen an ihre Lebensweise, die sich auf der theoretischen wie praktischen Ebene widerspiegelte.

Der weibliche Lebenszusammenhang blieb in den bestimmenden Eckpfeilern von Haushalt und Ehe aufgehoben, die ihre Grundlage in einer geschlechtsspezifischen Rollenverteilung hat. Zwar stifteten die in die Familie hineingetragenen theoretischen Konzeptionen der Professoren in bestimmten Kulminationsphasen – z.B. für den Bereich der weiblichen Erziehung für das letzte Drittel des 18. Jahrhunderts – eine aufbrechende Atmosphäre möglichen Wandels; sie mündeten jedoch sehr schnell und nicht nur in einer Phasenabfolge, sondern auch in einer Parallelität der Konzeptionen in eine Geschlechterideologie, die den gewandelten Ansprüchen angemessen ist.

Wenn nun die Eckpfeiler weiblichen Lebenszusammenhanges in wesentlichen Merkmalen erhalten blieben und auch die ideologische Grundlegung dieses weiblichen Lebenszusammenhanges in einer geschlechtsspezifisch definierten Aufgaben- und Rollenzuweisung, die weiterhin in angeborenen Unterschieden ihre naturrechtliche Basis fand, bestehen blieb, so äußert sich dennoch der Konflikt in der Ausformulierung und Erprobung von Bindegliedern der Akzeptanz von Unterordnung auf der Basis verstandesmäßiger Einsicht. Zuneigung, Gewöhnung und Achtung, die in dem Begriff der ehelichen Liebe zusammenfließen, kennzeichnen die verstandesmäßig einsehbare und lebbar Beziehung von Mann und Frau in ihrer gesellschaftlich akzeptierten Form der Ehe. Einsicht und zielgerichtetes Wissen treten als Konstanten der Unterordnung hinzu. Akzeptanz des Partners bei regelgerechter Pflichterfüllung, die jedem ein bestimmtes Maß an Autonomie im Denken und Handeln beläßt, ergänzen dieses Bild.

Die Normen der Strukturierung des weiblichen Lebenszusammenhanges waren jedoch niemals nur von außen aufoktroierte Verhaltensstandards, sondern von Anbeginn auch verinnerlichtes Strukturmerkmal weiblichen Lebens, das von den Frauen miterfunden und in der Anwendung erprobt und damit lebbar gemacht wurde. Unterordnung wurde so immer als Gleichgewicht im Anderssein begriffen und führte deshalb auch nicht zu einer Auflehnung oder einer durchgängig diagnostizierbaren depressiven Stimmung.

Unter der Vorgabe, daß wesentliche Strukturprinzipien weiblichen Lebenszusammenhanges von 1750 bis 1840 konstant bleiben, läßt sich nun ein außerordentlich breites Spektrum von weiblichen Lebensstrategien fassen, die die Frauen in den Göttinger Professorenfamilien voneinander und innerhalb eines Frauenlebens voneinander unterscheiden.

Wenn so z.B. Religion und Glaube an Gott als Bindeglied weiblichen Lebenszusammenhanges dient, so ist doch das Spektrum der möglichen Glaubensaussagen weit gefaßt, d.h. der Weg der Gewöhnung und Entsagung gestaltet sich sehr unterschiedlich. Wenn dann Liebe in der Ehe auf Zuneigung und Achtung basiert, so ist dennoch unter der Vorgabe der Erfüllung gesellschaftlich gesetzter Aufgaben für Mann und Frau ein sehr weites Feld in der Bestimmung dieser Bindeglieder selbst und ihrem Verhältnis zueinander erlaubt.

Die Grenzen sind dehnbar und damit umso wirksamer in ihrer integrativen Funktion. In diesem Aspekt der Ausweitung des Möglichen, die trotzdem durch feste Eckpfeiler begrenzt wird, deutet sich die Veränderung der Gesellschaft an und nicht in einer tiefgreifenden Veränderung der Lebensprinzipien für die Frauen selbst.